

# Man musste es nur wissen wollen

## Frühe Zeugenberichte über das System deutscher Konzentrationslager

HELMUT RIZY

Bereits sechs Wochen nach Hitlers Machtantritt veranlasste der damalige Polizeipräsident von München Heinrich Himmler am 13. März 1933 die Errichtung des Konzentrationslagers Dachau. Zehn Tage zuvor war – als erstes nationalsozialistisches KZ – ein solches in der thüringischen Stadt Nohra in einer Militärschule eingerichtet worden. Das Konzentrationslager Oranienburg folgte am 21. März 1933, und dann noch viele wenig bekannte der ersten Phase, in der es vor allem darum ging, politische GegnerInnen aus dem öffentlichen Leben zu eliminieren.

So schrieben die *Münchner Neuesten Nachrichten* am 21. März 1933, das Lager Dachau diene der Inhaftierung der „gesamten kommunistischen und – soweit notwendig – Reichsbanner und marxistischen Funktionäre“, wobei hier mit „Marxisten“ Sozialdemokraten gemeint waren. Manche dieser Funktionäre wurden erst unter verschiedensten Vorwänden verhaftet und anschließend aus der Polizeihaft direkt ins Konzentrationslager verbracht. Andere wurden angeklagt, verurteilt und nach Verbüßung der Gefängnisstrafe in „Schutzhaft“ genommen und in ein Konzentrationslager überstellt.

Diese unterstanden zu Beginn – bis zum „Röhm-Putsch“ 1934 – vielfach auch der SA, deren Exponenten hier mit aller Willkür herrschten. Misshandlungen standen an der Tagesordnung, in vielen Fällen mit letalem Ausgang. Der „unkontrollierte“ Terror durch SA und SS gegen politische GegnerInnen im Frühjahr 1933, den ersten Monaten der Nazi-Herrschaft, war durchaus Programm, wurde allerdings – auch wegen des großen Aufsehens, das es in der Öffentlichkeit erregte – schließlich in „geordnetere Bahnen“ gelenkt. Die Konzentrationslager blieben jedoch – im Gegensatz zu den Gefängnissen, in denen den Häftlingen immerhin noch gewisse Rechte zugestanden wurden – ein rechtsfreier Raum und waren von der Außenwelt abgeschirmt. Nur unter der rigiden Auflage, über ihren Aufenthalt im KZ zu schweigen und der Androhung erneuter und verschärfter Haft, wurden mitunter Insassen entlassen.

Dennoch wurden die Zustände in den deutschen KZs schon bald auch im Aus-

land bekannt, da einzelnen Häftlingen nicht nur die Flucht aus dem Konzentrationslager, sondern auch aus Deutschland gelang, wo ihre Berichte veröffentlicht wurden, somit das System der Konzentrationslager bereits ab der ersten Phase der Naziherrschaft international publik machten.

### Hans Beimler in Dachau

Der erste umfassende Bericht stammte von Hans Beimler. Seit 1919 Mitglied der KPD, war er, nachdem er in der Partei zahlreiche Funktionen ausgeübt hatte, von 1932 bis 1933 auch Abgeordneter im Deutschen Reichstag. Am 11. April 1933 wurde er verhaftet, im Münchner Polizeipräsidium bereits schwer gefoltert und dann ins Lager Dachau überstellt. In der Nacht vom 8. auf den 9. Mai gelang ihm jedoch die Flucht. Er wurde noch wochenlang von Genossen versteckt, bevor er über Prag nach Moskau entkam. Dort verfasste er seinen Bericht über die 28 Tage, in denen er der Gewalt von SA und SS ausgesetzt gewesen war, „mit eigenen Augen gesehen, mit eigenen Ohren gehört und am eigenen Leib verspürt“.<sup>1</sup> Bereits im August 1933 erschien dieser Bericht unter dem Titel „Im Mörderlager Dachau – Vier Wochen in den Händen der braunen Banditen“ und wurde noch im selben Jahr ins Englische, Russische und Jiddische übersetzt. 1935 folgte die französische Übersetzung, 1937 die spanische. Selbst in Deutschland kursierte die Schrift bald vielfältig unter der Hand.

Allerdings blieb es der deutschen Botschaft in Moskau vorbehalten, in einem Schreiben vom 7. Juli 1934 dem auswärtigen Amt in Berlin mitzuteilen: „Nach längerem Bemühen ist es der Botschaft gelungen, Hetzschrift ‚Im Mörderlager Dachau‘ zu beschaffen. Broschüre ist geeignet, das deutsche Ansehen aufs schwerste zu schädigen.“ Verbunden wurde dies mit der Empfehlung, den Verfasser der Broschüre auszubürgern; eine Empfehlung, der das Dritte Reich im November des gleichen Jahres dann auch nachkam.

Bestimmt war es dem Ansehen des frisch an die Macht gelangten Nazi-Regimes nicht dienlich, wenn es da hieß: „Das Urteil über mich war schon gefällt,

*als ich noch gar nicht in Dachau, sondern noch in Polizeihaft war. Für die braunen Henker war schon klar, daß ich, wie sie selbst in den folgenden Tagen dutzendmal ganz offen zu mir sagten, das Lager nicht mehr lebendig verlassen werde“.*<sup>2</sup> Oder wenn er über einen SS-Mann schreibt: „*Er blieb gleich am Kopfende stehen und klemmte meinen Kopf unter den rechten Arm, wobei er mir zugleich mit der linken Hand den Mund zuhielt. Nachdem er mich in die von ihm gewünschte Lage gebracht hatte, hörte ich nur noch: ‚Los – drauf!‘ Und nun schlugen die braunen Kapitalknechte solange auf meinem Körper herum (das Hemd hatte der ‚Kopfhalter‘ bis an den Kopf hochgezogen), bis ich keinen Laut mehr von mir gab. Ob es 60 oder 70 oder noch mehr Schläge mit dem Gummiknüppel waren – ich weiß es nicht, denn sie hatten mich bewußtlos geprügelt.*“<sup>3</sup>

Und Beimler – der Zeuge von Mord und Selbstmord in Nachbarzellen wurde – berichtet, dass ihm der für die Baracke verantwortliche SS-Mann in der Zelle einen zwei Meter langen Kälberstrick in die Hand gedrückt und ihn aufgefordert habe, diesen am Wasserleitungshahn aufzuhängen – mit der Weisung: „*Wenn in Zukunft wieder jemand die Zelle betritt, haben sie eine militärische Haltung einzunehmen und zu sagen: Der Schutzhaftgefangene Beimler meldet sich zur Stelle, und*“ – auf den Strick zeigend – „*sollten Sie irgendwelche Zweifel bekommen, dann steht er ihnen zur Verfügung.*“<sup>4</sup> Um danach immer wieder zu hören: „*Der Strick ist immer noch unbenutzt?*“ – „*Bin nur neugierig, wie lange du dich noch zur Stelle meldest.*“ – „*Du bist doch eine ganz feige Sau; wenn du einen Charakter hättest, dann hättest du auch den Mut, Schluß zu machen.*“<sup>5</sup>

Die Aufforderung zum Selbstmord entsprang keineswegs irgendwelchen Bedenken der SS- und SA-Schergen, Häftlinge nicht nur täglich zu ver-, sondern auch zu Tode zu prügeln. Allerdings hatte die Ermordung dreier jüdischer Häftlinge im Lager Dachau am 12. April 1933 einiges Aufsehen erregt, da die Münchner Staatsanwaltschaft gegen den Lagerkommandanten Hilmar Wäckerle Anklage wegen Mordbegünstigung erhob. Die Macht der National-



Hans Beimler (1895–1936)

sozialisten war zu diesem Zeitpunkt noch nicht so gefestigt, dass die Morde hätten vertuscht werden können. Himmeler löste deshalb im Juni 1933 Wäckerle durch Theodor Eicke ab, der eine neue Lagerordnung und Dienstvorschriften ausarbeiten musste, wonach nur noch in Notwehr ge- und auf der Flucht erschossen werden durfte.

Besonders bedrückend für Hans Beimler war indes auch, dass seine Frau Centa am 21. April 1933 ebenfalls verhaftet wurde. Weil er nach seiner Flucht nicht gefasst werden konnte, wurden im September 1933 auch Centas jüngere Schwester Maria und zehn Wochen lang auch noch ihre 63-jährige Mutter eingesperrt. Centa Beimler wurde freigelassen, nachdem ihr Mann am 1. Dezember 1936 im Spanischen Bürgerkrieg gefallen war. Allerdings wurde sie 1939 sowie 1942 erneut verhaftet und für mehr als acht Monate inhaftiert. Weil sie eine Widerstandsgruppe unterstützt habe, folgte zuletzt noch 1944 eine Verurteilung wegen Beihilfe der Vorbereitung zum Hochverrat, wobei die Strafe aber bis Kriegsende ausgesetzt wurde.

### Gerhart Seger in Oranienburg

Ein zweiter früher Bericht über das Schreckensregime in deutschen Konzentrationslagern stammt von Gerhart Seger, einem sozialdemokratischen Politiker, der von 1930 bis März 1933 Abgeordneter im Deutschen Reichstag gewesen und kurz nach der Machtübernahme Hitlers verhaftet worden war. Die ersten Monate verbrachte er im Gefängnis in Dessau, bevor er im Juni 1933 gemeinsam mit anderen politischen Gefangenen (39 Kommunisten und mit der KPD Sympathisierende sowie drei Sozialdemokraten) ins KZ Oranienburg überführt wurde. Nach sechs Monaten gelang ihm im Dezember 1933 die Flucht über die

Grenze in die Tschechoslowakei, wo er 1934 seine Erlebnisse niederschrieb und unter dem Titel „Oranienburg. Erster authentischer Bericht eines aus dem Konzentrationslager Geflüchteten“ mit einem Geleitwort von Heinrich Mann veröffentlichte.

Später wird Jean Améry in seinem Essay „Die Tortur“ schreiben: „Schon in

den ersten Tagen des Dritten Reiches hatte ich gehört von den Kellern der SA-Kaserne in der Berliner General-Pape-Strasse. Bald danach hatte ich das meines Wissens erste deutsche KZ-Dokument, das Büchlein ‚Oranienburg‘ von Gerhart Seger gelesen.“ Deshalb habe er, als er im Juli 1943 in Belgien von der Gestapo verhaftet wurde, gedacht, es könne für ihn nichts Neues mehr geben auf diesem Felde: „Was sich ereignen würde, wäre dann gleichsam einzugliedern in die einschlägige Literatur. Gefängnis, Vernehmung, Prügel, Folter – am Ende aller Wahrscheinlichkeit nach der Tod: so stand es geschrieben und so würde es verlaufen.“<sup>6</sup> Hatte er doch in Segers Büchlein gelesen: „[...] das Vierteljahr Einzelhaft im Dessauer Gefängnis, das ich in meiner ersten Schutzhaftzeit vor Oranienburg verbrachte, erschien mir nach den Oranienburger Erfahrungen von einer geradezu himmlischen Ruhe erfüllt, und so erging es allen Gefangenen, die vor ihrer Einlieferung ins Lager die Ordnung einer Gefängniszelle kennen gelernt hatten.“<sup>7</sup>

Denn im KZ stand der Tod auf der Tagesordnung: „Einer der ersten jungen anhaltischen Kommunisten, die am zweiten Tag nach Zimmer 16 zur Vernehmung geholt wurden, war der Arbeiter Hagedorn aus Coswig. Wir haben ihn nach seiner Abholung nicht wieder gesehen. Nach der Vernehmung wurde er zur Sanitätsstube und dann ins Krankenhaus gebracht. Dort verschied er am Tage darauf, weil ihm vom Sturmbannführer Krüger (Trebbin) und seinen SA-Helfern buchstäblich bei lebendigem Leibe die Nieren zerschlagen worden waren. [...] Am 28. Juni, am 14. Tag unseres Aufenthaltes, hatten wir den zweiten Toten, den 31jährigen Arbeiter Sens aus Zerbst. [...] Er verschied durch Herzschlag infolge der durch die zahllosen und wahnsinnigen

Schläge am ganzen Körper aufgetretenen Blutstauungen.“<sup>8</sup>

Was das Quälen der Häftlinge betrifft, war die SA auch in Oranienburg recht erfinderisch. Hier nennt Gerhart Seger insbesondere die Stehsärge, „Ausgeburt einer geradezu mittelalterlichen Folterknechtphantasie“: „[...] wenn die Zellen nicht gerade überfüllt waren, konnten sich die zu Arrest Verurteilten immer noch nachts auf dem Fußboden lang legen. Das war noch zu viel der Humanität. Deshalb ließ der Lagerkommandant im Oktober Dunkelarrestzellen bauen, die völlig aus Stein, eine Bodenfläche von 60 zu 80 Zentimetern hatten, so daß also ein Mensch darin gerade aufrecht stehen konnte.“<sup>9</sup> Und er berichtet vom Schutzhaftgefangenen Neumann, der acht Tage und acht Nächte – 192 Stunden – im Stehsarg eingeschlossen gewesen sei. Wobei Seger folgert: „Schließlich ist dieser Zustand (Rohheit, Brutalität, Neigung zum Verbrechen der Gefangenenmißhandlung) bei so vielen SA-Leuten ja nicht nur die Folge ihrer eigenen Veranlagung, sondern – was noch viel schlimmer ist – es ist das Erzeugnis einer planmäßigen ‚Erziehung‘ zur Körperverletzung, zum Mord, die in der nationalsozialistischen Bewegung von jeher geübt worden ist.“<sup>10</sup>

Zu dem, was Seger zu berichten wusste, stellte Heinrich Mann in seinem Geleitwort fest: „Ein ganzes Volk wird in Schrecken erhalten, es wird durch Schrecken entsittlicht und verbraucht. Die Unsittlichkeit derer, die es beherrschen, liegt offen zu Tage: das sind Schwindler, Lügner, Mörder an Leibern und Seelen, es sind stumpfe oder freche Verächter der Menschennatur, auch ihrer eigenen. Indessen ist es genau so erniedrigend, Unrecht zu dulden, wie Unrecht zu tun. Deutschland duldet es ohne Gegenwehr.“<sup>11</sup>

### Willi Bredel in Fuhlsbüttel

Schon bald folgte aber auch die erste literarische Aufarbeitung einer KZ-Haft. Es war der Roman „Die Prüfung“ des Schriftstellers Willi Bredel. Wie viele andere Kommunisten war er 1933 in den ersten Monaten der Nazi-Herrschaft in „Schutzhaft“ genommen worden. Dreizehn Monate war er dann im KZ Hamburg-Fuhlsbüttel eingekerkert, bevor er unter der Auflage, über seine Haft strengstes Stillschweigen zu bewahren, entlassen wurde. Danach gelang ihm die Flucht über die deutsche Grenze in die Tschechoslowakei, wo er den genannten Roman, den er schon im KZ konzipiert

hatte, niederschrieb. Noch im selben Jahr, 1934, erschien der Roman in London. Er wurde in 17 Sprachen übersetzt und erzielte bis Kriegsende eine Auflage von einer Million Exemplaren.

Der gelernte Dreher Bredel, seit 1919 Mitglied der KPD, hatte schon 1923 am Oktoberaufstand der Hamburger Arbeiter teilgenommen, wofür er zu zwei Jahren Gefängnis verurteilt wurde. Danach begann er auch journalistisch zu arbeiten und wurde 1928 Redakteur der von der KPD herausgegebenen *Hamburger Volkszeitung*. Wegen literarischen „Hoch- und Landesverrats“ wurde er 1930 zu zwei Jahren Festungshaft verurteilt, in der er seine beiden ersten Romane – „Maschinenfabrik N & K“ (1930) und „Die Rosenhofstraße“ (1931) – schrieb. Die Veröffentlichung eines weiteren, „Der Eigentumsparagraph“, wurde durch Hitlers Machtübernahme verhindert.

Im Roman „Die Prüfung“ schildert Bredel neben anderen auch reale Personen, wobei er die Namen der Häftlinge, die er beschrieb, wohlweislich veränderte, während er SS-Männer, angefangen beim Lagerkommandanten Paul Ellerhusen, mit der Nennung ihres Namens publik machte. In der Figur des Walter Kreibel ist der Autor selbst unschwer zu erkennen. Mit der des Heinrich Torsten hat er dem KPD-Reichstagsabgeordneten Matthias Thesen, der elfeinhalb Jahre im KZ inhaftiert war und dann noch in den letzten Stunden der Naziherrschaft von der SS ermordet wurde, ein frühes Denkmal gesetzt. Den Sozialdemokraten Dr. Fritz Kollwitz aus dem Roman identifizierte Bredel später als den Lübecker Journalisten Dr. Fritz Solmitz, wobei er auch klarstellte, dass dieser, nicht wie im Roman beschrieben, Selbstmord begangen habe; im Nachhinein hatte sich nämlich herausgestellt, dass er totgeprügelt worden war.

Wenn Bredel im Roman den Lagerkommandanten sprechen lässt, kann man mit Recht davon ausgehen, dass dies dem Originalton sehr nahe kam. So erklärt dieser nach Walter Kreibels Ankunft im Konzentrationslager: „Das Lager ist kein Gefängnis und auch kein Zuchthaus: Das Lager hat seine besonderen Aufgaben zu erfüllen. Ich wiederhole: Es soll jedem Staatsfeind Furcht und Grauen einflößen. Wer einmal drin war, soll bis an sein Lebensende mit Angst und Schrecken an diese Zeit zurückdenken!“<sup>12</sup> Und vor der Entlassung, wobei Kreibel, während er in dessen volles, zufriedenes Gesicht blickt, daran denken muss, dass eben dieser Mensch mit dem Revolver in der Hand dabei stand, als er ausgepeitscht wurde:

„Ich gebe dir den Rat, vergiß, was hinter dir liegt. Darin besteht die höhere Kunst des Lebens, daß man sich nur an das Gute erinnert und das Schlechte vergißt. Wahre deine Zunge, wir lassen nicht mit uns spaßen. Dies war eine Zeit der Prüfung.“<sup>13</sup>

Das Martyrium des Heinrich Torsten, das Bredel im Roman verfolgt, beginnt schon vor dessen Überstellung ins KZ: „Seit seiner Einlieferung ins Stadthaus sitzt Heinrich Torsten in einer Box. Das sind die schmalen Schränke, die Miesicke für Spinde gehalten hat. Sie sind auch in der Tat nicht größer als gewöhnliche Spinde, einen halben Meter breit und eine Kleinigkeit tiefer. Die Türen dieser Boxen sind oben durchlöchert. Das ist die einzige Luftzufuhr. In einer solchen Box hockt Heinrich Torsten. Er hockt darin bereits dreizehn Stunden.“<sup>14</sup> Und im Konzentrationslager Fuhlsbüttel: „Sie warfen ihn gleich am ersten Tag in Dunkelhaft und legten ihm wieder Handschellen an. Die Zelle hat ein Gitterfenster wie alle Zellen; doch hier im Keller hat man es mit Brettern verdeckt; kein Fünkchen Licht fällt herein. Jeden dritten Tag, wenn es warmes Essen gibt, nimmt der Wachtmeister für zwanzig Minuten den Holzverschlag ab; die übrige Zeit befindet sich der Gefangene in völliger Dunkelheit.“<sup>15</sup>

Willi Bredel hat in seinem Roman aber nicht nur die brutalen Bedingungen im Konzentrationslager geschildert, sondern auch Möglichkeiten der Häftlinge, ihr Dasein ein wenig zu erleichtern. Eine davon war das Klopfen, das wohl auch für den Autor in der Zeit seiner KZ-Haft von großer Bedeutung war. Wer das Klopfalphabet beherrschte, konnte auch während der Dunkelhaft mit Mithäftlingen kommunizieren. So liest man in „Die Prüfung“: „Wieviel Liebe und Zuneigung, wieviel Teilnahme und Besorgnis läßt sich doch in dieses leise Klopfen hineinlegen. Das Klopfen bringt Menschen einander nah, die sich nie gesehen, die nie ein Wort miteinander gesprochen haben und nun ihr Leben voreinander ausbreiten und Sorgen, Hoffnungen und Ängste miteinander teilen.“<sup>16</sup> Und etwas später: „[...] in der steinernen Kälte des Kellers hörst du keinen Laut – nur einige schwache Geräusche, schleppende Schritte, Husten und Schnupfen verraten, daß in diesem Grabesdunkel lebendige Menschen liegen –, doch leises Klopfen überwindet die erfinderische Bestialität, überwindet die Isoliertheit, das Schweigen, die Verzweiflung.“<sup>17</sup>



Willi Bredel (1901–1964)

Das andere waren Schulungen in den großen Gemeinschaftszellen. Diese waren allerdings nur in der Anfangszeit möglich, als die erklärten Antifaschisten noch unter sich waren, wie Bredel feststellt: „Die Kursarbeit wird immer gefährvoller. Unter den Zugängen sind jetzt häufiger unbekannte Leute, sehr oft Mitglieder der NSDAP und der SA, die irgendwie widerspenstig geworden waren. Auch rückfällige Kriminelle werden als asoziale Elemente eingeliefert. Wie Geschwüre werden sie in der Gemeinschaft der Politischen empfunden.“ Die Häftlinge waren auch nicht vollkommen von der Außenwelt abgeschottet. So konnten sie sich gelegentlich auch Zeitungen besorgen. Und da Bredel im Februar 1934 noch in Fuhlsbüttel eingekerkert war, ist er dabei, als Meldungen aus Österreich und Paris bis zu ihm und seine Zellengenossen dringen.<sup>18</sup>

Anders als die zuvor genannten Berichte von Hans Beimler und Gerhart Seger sorgte Willi Bredels Roman auch im Ausland dafür, dass nicht nur politisch, sondern auch literarisch Interessierte schon bald nach der Machtübernahme durch die Nazis über das menschenverachtende System der deutschen Konzentrationslager Bescheid wussten.

### Paul Massing in Sachsenhausen

Ein weiterer Roman, „Schutzhäftling Nr. 880“, erschien 1935 in Paris. Hinter dem am Umschlag angegebenen Autor Karl Billinger verbarg sich der 33-jährige Paul Wilhelm Massing, der sowohl der Haft im KZ Sachsenhausen als auch der weiteren Verfolgung durch das NS-Regime hatte entkommen können. Massing war nach seinem Studium bis 1931 am Internationalen Agrarinstitut in Mos-



„Die Prüfung“ von Willi Bredel, 1934 im Malik-Verlag in London erschienen.

kau und anschließend in der KPD als Mitarbeiter des Zentralkomitees beschäftigt gewesen. Gleich anderen Kommunisten wurde er nach dem so genannten „Ermächtigungsgesetz“ vom März 1933 von der Gestapo verhaftet. Die folgenden Monate bis zu seiner Entlassung im Dezember 1933 schildert er in seinem Roman – als Ich-Erzähler, aber keineswegs nur autobiografisch. So erhält auch das Konzentrationslager, in das der Erzähler eingeliefert wird, den fiktiven Namen „Hubertshof“.

Die Schilderungen aus dem Columbia-Haus – einer ehemaligen Militärstrafanstalt auf dem Tempelhofer Flugfeld in Berlin, das die SS zu einem ihrer Folterhäuser gemacht hatte – entsprechen aber wohl seinen eigenen Erlebnissen in diesem: „Sie schlugen mich über den Kopf, bis ich umfiel. Dann brachten sie mich durch Fußstritte wieder zur Besinnung und schlugen mich auf's Neue nieder. Ich lernte später, dass diese Inspektionen zum Arbeitssystem des Untersuchungsrichters gehören, das darauf abgestellt ist, die Moral der Gefangenen gleich zu Beginn der Schutzhaft unter allen Umständen zu brechen.“<sup>19</sup> Und: „Die beiden SS-Leute, die hinter mir standen, packten mich und rissen mich die Treppe hinunter in den Keller. Dort wartete schon das diensttuende ‚Vorbereitungskommando‘. Aus einer Wanne holten sie die nassen Pferdepeitschen heraus. Sie zogen besser, wenn sie vorher im Wasser gelegen hatten.“<sup>20</sup> Dazu stellt er fest: „Niemals hatte ich soviel Qual, Todesangst, Verzweiflung und Leid gesehen.

Niemals hätte ich Menschen solcher Scheußlichkeiten für fähig gehalten. Es schien kein Ende zu geben. Schreiben oder Briefe empfangen war verboten, niemand wusste, wessen er angeklagt war, und was ihm bevorstand. Die primitivsten Rechte des kriminellen Verbrechers waren uns entzogen.“<sup>21</sup>

Und er vermerkt, dass ihn in diesen Stunden weder Mut noch Feigheit, weder der Gedanke an seine Frau oder seine Mutter vom Selbstmord abgehalten hätten, sondern das Bewusstsein, dass in denselben Mauern fünfhundert Genossen das gleiche Schicksal mit ihm teilten. Vom Columbia-Haus wird der Erzähler mit anderen Häftlingen ins Gefängnis Plötzensee gebracht, wo die SS einen größeren Transport für ein Konzentrationslager zusammenstellt. Mit 127 anderen kommt der Erzähler am 15. August im KZ „Hubertshof“ an, wo er folgenden Vergleich anstellt: „Die SS des Lagers unterschied sich auf den ersten Blick von dem Sturm im Columbia-Haus. Dort waren es ganz vorwiegend Söhne des städtischen Kleinbürgertums gewesen, mit intellektuellen und lumpenproletarischen Elementen vermischt, hier im Lager rekrutierte sich das Gros der SS aus ländlichen Bevölkerungsschichten. Sie waren weniger geschneigelt und besaßen nicht die sadistische Vollkommenheit ihrer Kollegen von Berlin. Was ihnen aber an Finessen abging, ersetzten sie redlich durch bäuerliche Brutalität.“<sup>22</sup>

Er erhält aber auch einen wichtigen Einführungsunterricht: „Fritz ging neben mir und klärte mich auf. Das wichtigste sei, nicht aufzufallen. Ich sollte sofort heute Abend, wenn wir zurück seien, andere Hosen anziehen, mir eventuell ein paar alte von einem anderen Häftling borgen. Einen Hut zu tragen, war ganz unmöglich. Es machte mich von vornherein zu einem ‚Intellektuellen‘ und zog die Aufmerksamkeit der SS auf mich. Im Lager höchste Vorsicht! Die Verwaltung hatte einen systematischen Spitzeldienst in den einzelnen Kompagnien eingerichtet. Er nannte mir die Namen der beiden Kalfaktoren meiner Kompagnie, die ‚nicht sauber geschnitten‘ seien.“<sup>23</sup> Aber auch: „Sie schlagen Dich, bis Du in die Hosen scheißt. Sowie sie Dich über den Tisch ziehen, musst Du deshalb mit aller Kraft drücken. Wenn es ihnen zu sehr stinkt, hören sie auf.“<sup>24</sup>

Die Menschenverachtung und Niedertracht des SS-Regimes im Lager wird besonders im Zusammenhang mit dem Fluchtversuch eines Häftlings – im Roman Kirsch genannt – deutlich: „Die

ganze Kolonne, in der Kirsch gearbeitet hatte, bekam auf unbestimmte Zeit verschärften Bunker, zwei Schnitten Brot und zwei Becher Wasser täglich, ohne die sonst gewährte halbe Stunde Freizeit am Abend. Zugleich wurden die Arbeits- und Lebensbedingungen für alle Häftlinge verschlechtert. Austreten während der Arbeit war nicht mehr erlaubt.“<sup>25</sup>

Am nächsten Abend ließ der Kommandant dann durch seine Spitzel das Gerücht verbreiten, die Strafbestimmungen würden zurückgezogen, wenn Kirsch sich freiwillig stelle oder mit Hilfe der Häftlinge gefasst werden könne. Und einer der SS-Männer, von den Häftlingen allgemein „Schinderknecht“ genannt, stellte zudem fest: „Das sage ich Euch, wenn der Kerl gefasst wird, dann ist es Eure Sache, ihm das Fell vollzuhauen, bis er sich nicht mehr rührt. Der Kommandant weiß, dass Ihr nichts mit ihm zu tun habt. Aber er muss die Verschlechterungen durchführen. Ihr könnt Euch bei dem Schuft bedanken, dass Ihr jetzt weniger zu fressen kriegt. Und das ist erst der Anfang. Die Hauptsache kommt noch.“ Was zur nächsten Perfidie führte: „Als wir am Abend von der Arbeit kamen, war die Stimmungsmache gegen Kirsch weiter fortgeschritten. Jetzt erzählte man schon, er sei gar kein Politischer, sondern ein Krimineller, und habe ein paar Jahre wegen Diebstahl gesessen. Und der Kommandant möchte lieber heute als morgen die Strafen zurücknehmen, wenn er sicher wäre, dass niemand hinter Kirsch stehe.“<sup>26</sup>

Kirsch hat das Pech, nach drei Tagen erwischt zu werden – und die von der Lagerleitung inszenierte Hetze war erfolgreich: Häftlinge ließen sich hinreißen, Kirsch, als er gefesselt in den Lagerhof gebracht wurde, brutal zu schlagen. Aber nicht genug damit, forderte beim Abendappell ein SS-Sturmführer: „Die Verwaltung betrachtet die Bestrafung des Kirsch als Sache der Häftlinge und wird sich nicht hereinmischen. Aber sie erwartet eine so gründliche Aktion, dass jedem die Lust vergeht, seinem Beispiel zu folgen. Wir geben Euch die Freiheit der Selbsthilfe und hoffen, dass Ihr den richtigen Gebrauch davon macht.“<sup>27</sup>

Es gab dann tatsächlich Häftlinge, die dieser Aufforderung gehorchten. Danach ließ der Lagerarzt den schwerverletzten Kirsch die Nacht über in der Sanitätsbude liegen, und überstellte ihn erst am nächsten Morgen ins städtische Spital. Keiner der Häftlinge hat später noch von Kirsch gehört. Die Lagerverwaltung leugnete selbstverständlich den Mord-

auftrag, ließ sogar verbreiten, es werde eine Untersuchung des Falles geben, doch dabei blieb es. „Die Häftlinge, die sich an der ‚Bestrafung‘ Kirschs beteiligt hatten, wurden von den übrigen wie die Pest gemieden. Niemand sprach mit ihnen, in der Mittagspause saßen sie allein und die feindselige Stimmung gegen sie wuchs – statt mit der Zeit nachzulassen – immer mehr.“<sup>28</sup>

Drei Wochen nach der Einlieferung wurde der Erzähler zusammen mit sieben weiteren Häftlingen „gleichgeschaltet“. Unter diesem Begriff verstanden die Nazis nicht nur administrative Maßnahmen, sondern auch den damit verbundenen Terror. Morgens um 6.30 Uhr mussten die ausgewählten Häftlinge vor dem Verwaltungsgebäude antreten. Um 6 Uhr abends wurden die ersten hineingerufen, wozu der Autor feststellt: „Schlimmer als die körperliche Zermürbung durch das zwölfstündige Warten und sogar schlimmer als die Gewissheit geschlagen zu werden, ist die Ungewissheit, was die Geheime Staatspolizei von der legalen und illegalen Arbeit des Gefangenen in der Partei weiß.“ Und weiter: „Alles ist leichter, wenn die erste Frage gestellt ist. Dann beginnt ein Kampf im Konkreten, in dem der Gummiknüppel nicht mehr allmächtig ist. Der Häftling kann seinen Kopf benutzen, sein Gehirn, seine Augen und Ohren arbeiten lassen. Er merkt sofort die Lücken im Anklagematerial, er hört aus den Fragen, was die Geheime am meisten interessiert, und er hat bald heraus, wie weit der vor ihm sitzende SS-Offizier überhaupt fähig ist, das Wesen illegaler Parteiarbeit zu verstehen. In neunzig von hundert Fällen hat der wildgewordene Spießer die idiotischsten Vorstellungen von der Partei.“<sup>29</sup>

Am 12. November 1933 fand zugleich mit der Reichstagswahl eine Volksabstimmung über den Austritt Deutschlands aus dem Völkerbund statt. Zu ihrer Überraschung erfuhren die Häftlinge zwei Tage zuvor, dass auch für sie mehrere hundert Wahlscheine eingetroffen seien. Viele vertrauten jedoch nicht auf das Wahlgeheimnis und so überwogen letztlich die Ja-Stimmen. Eine Woche nach der Wahl wurde bekanntgegeben, dass die Regierung in Anerkennung des guten Abstimmungsergebnisses einen großen Teil der politischen Gefangenen in einer „Gnadenaktion“ freilassen würde. Es war die Rede davon, dass diese noch vor dem Weihnachtsfest wirksam werden sollte. Im Konzentrationslager des Romans verzögert sich das jedoch: „Die Unruhe wuchs, als es bekannt wurde, dass sechs-

undvierzig Entlassungsorders schon über vierzehn Tage bei der Lagerpolizei vorlagen. Ich weiß nicht, ob es eine Eigenheit des deutschen Arbeiters ist, jedenfalls waren die Gefangenen über die Willkür der Lagerverwaltung erbitterter als über die Gesetzlosigkeit der ganzen Schutzhaft.“<sup>30</sup> Davon, dass die amnestierten Häftlinge das Weihnachtsfest schon im Kreis ihrer Familien würden erleben können, war keine Rede mehr: „Am Heiligen Abend ging der Kommandant mit seinem Stab durchs Lager und öffnete mit eigener Hand die Bunkertüren. Das Nazi-Christkind mit Schmerbauch und dem Eisernen Kreuz II. Klasse.“<sup>31</sup>

Erst am zweiten Weihnachtstag war es dann soweit: Da kamen zum Kommandanten und seinem Stab noch zwei Herren in Zivil – Gestapo. Nachdem der Adjutant die Namen von 58 Männern verlesen hatte, die am nächsten Tag das Konzentrationslager würden verlassen dürfen, wies einer dieser Gestapo-Männer in einer Rede auf die Bedeutung der „Gnadenaktion“ hin: „Wehe den Feinden, die noch immer heimlich in unserem Volk gegen die neue Regierung wühlen. Und wehe demjenigen unter Ihnen, der sich noch einmal gegen den Willen unseres Führers, des Herrn Reichskanzlers Adolf Hitler, stemmt. Ein zweites Mal hat er keine Gnade zu erwarten.“<sup>32</sup> Dem Autor wurde die Gnade zuteil. Zuvor hatte er jedoch wie die anderen zwei lange Reverse zu unterschreiben, einen für die Geheime Staatspolizei, einen für die Lagerverwaltung: „Darin verpflichteten wir uns, uns nie wieder, weder in Wort noch in Schrift noch in Tat gegen die nationalsozialistische Regierung zu versündigen und entsagten aller Ansprüche auf Ersatz von Schäden oder Verlusten, die wir durch die Schutzhaft erlitten hatten. Wir schworen außerdem, dass uns nichts Nachteiliges geschehen war und dass wir die Maßnahmen, die die Regierung gegen uns ergriffen hatte, als voll und ganz gerechtfertigt anerkannten.“<sup>33</sup>

Allerdings wurden die Gefangenen nur „auf Probe“ entlassen und waren verpflichtet, sich bis auf weiteres täglich auf dem zuständigen Polizeirevier zu melden. Paul Massing stellte zur wiedergewonnenen Freiheit fest: „In meinem Nacken spürte ich immer noch die Augen der SS-Wache und instinktiv nahm ich wieder die Gewohnheiten aus der illegalen Zeit an.“<sup>34</sup> Es gelang ihm, nach Frankreich zu entkommen, wo er seinen Roman veröffentlichte. 1939 emigrierte er in die USA, wo er nach Beginn des Zweiten Weltkriegs das Buch „Hitler is no Fool“



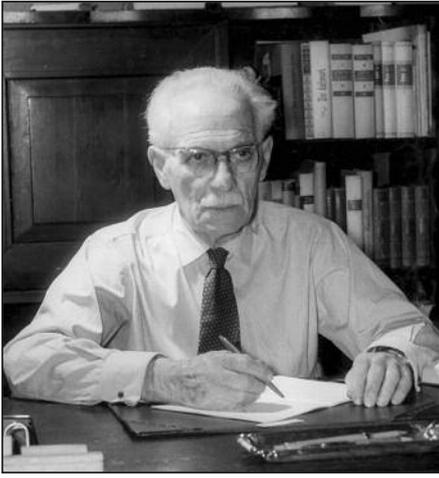
„Schutzhäftling Nr. 880“ von Karl Billinger (Paul Massing), Paris 1935

(Hitler ist kein Idiot) schrieb, in dem er Hitlers Vernichtungspläne aufzeigte.

### Bruno Heilig in Dachau und Buchenwald

1941 kam in London das Buch „Men Crucified“ („Menschen am Kreuz“) des österreichischen Journalisten Bruno Heilig hinzu, in dem dieser seine Haft in den Konzentrationslagern Dachau und Buchenwald eingehend beschrieb. Der aus einer jüdischen Kaufmannsfamilie in Hohenau an der March stammende Autor hatte ursprünglich für die ungarische Nachrichtenagentur MTI und später als Korrespondent für die *Vossische Zeitung* in Budapest gearbeitet, bevor er 1928 von der Horthy-Regierung des Landes verwiesen wurde. Er übersiedelte nach Berlin, wo er erst für den Ullstein-Verlag und dann als Korrespondent für den *Wiener Tag* schrieb. Als er im September 1933 erfuhren, dass er verhaftet werden sollte, verließ er umgehend die deutsche Hauptstadt in Richtung Wien. Allerdings geriet er hier dann doch in die Fänge der Gestapo – am 15. März 1938, dem Tag nach Hitlers Einmarsch, wurde er verhaftet.

Als aktiver Antifaschist wurde er schon 14 Tage später mit dem so genannten „Prominententransport“ nach Dachau überführt, wo den Häftlingen, wie Heilig in „Menschen am Kreuz“ schreibt, sogleich klargemacht wurde, was ihnen nun blühen würde: „Hängt euch alle auf, noch heute Nacht“, sagt einer. „So erspart ihr euch alles andere. Lebend kommt doch keiner hinaus von hier. Noch heute Nacht. Stricke gibt's genug...“<sup>35</sup> Und die Ansprache eines SS-



**Bruno Heilig (1888–1968)**

Hauptsturmführers: „Ihr seid jetzt in Dachau“, schnarrt er uns an. „Ihr werdet bald merken, was das heißt. Im Lager herrscht Standrecht. Jeder Fluchtversuch, jede Auflehnung hat die sofortige Erschießung zur Folge. Hauptstrafen sind: Prügel und Baumhängen. Merkt euch das!“<sup>36</sup>

Rasch muss Bruno Heilig die Realität des Lebens im Konzentrationslager erkennen: „Keine Phantasie kann sich das Treiben hier vorstellen. Hundertfünfzig Menschen schleppen Steine, schlagen wie besessen auf Betonblöcke los, schieben auf einem Gleis am Graben schwerbeladene Kippwagen, ununterbrochen gehetzt und geschlagen und getreten, SS-Leute und Capos brüllen wie die Irren, und Gefangene stöhnen und jammern. Wir haben kein Wasser, viele lassen die Zunge aus dem Mund hängen wie die Hunde.“<sup>37</sup> Dabei stellt sich in aller Beharrlichkeit die Frage: Kann, darf es diese Wirklichkeit überhaupt geben: „Da muß man aufhören zu denken. Dachau kann doch gar nicht wahr sein... Es ist alles Greuelpropaganda... So etwas gibt es nicht, kann es nicht geben... Da ist die kleine Bestie, unser Capo... und der andere sagt, es gibt noch einen ärgeren... Sterzer, den Namen muß ich mir merken... Aber den gibt's sicher gar nicht... Es gibt kein Dachau und keinen Sterzer, weil es das nicht geben kann... Es ist alles Greuelpropaganda, was ich hier erlebe... Greuelpropaganda schneidet in meine Schulter... Greuel... Zementblöcke sind Greuelpropaganda... Es gibt ja überhaupt keinen Zement... Alles ist Lüge... Lüge schneidet in mein Fleisch.“<sup>38</sup> Und er stellt fest: „Wir lebten im Unwirklichen. Das Unwirkliche war unsere Wirklichkeit. Der Stacheldraht grenzt den Menschen schärfer von der Welt ab, als es die Wände der Gefängniszelle vermögen.“<sup>39</sup>

Das KZ Dachau galt zu diesem Zeitpunkt vor allem als Ausbildungsstätte für SS-Wachmannschaften und SS-Führungspersonal. Die Außenlager, in denen die Häftlinge Zwangsarbeit für Betriebe leisten mussten, entstanden weitgehend erst ab 1942. „Die Arbeit, die wir verrichteten, hatte wohl ihren Zweck, aber sie war nur sekundär für diesen Zweck und primär zum Quälen der Gefangenen organisiert. Es wurden sinnlos Erdhaufen errichtet, weil man Menschen in die Schubkarren spannen wollte. Es wurden zwecklos Kiesgruben ausgehoben, damit Sterzer und Zock Menschen zu Tode hetzen konnten. Es wurden Steine getragen, damit Menschen darunter zusammenbrachen.“<sup>40</sup>

Im September 1938 wurde Bruno Heilig mit anderen Häftlingen aus dem KZ Dachau ins KZ Buchenwald überstellt. In manchem unterschied sich dieses von Dachau. Vor allem herrschte hier, als Heilig ankommt, ein anderes Regime als in Dachau: „Es waren alles Grüne, wie überhaupt in Buchenwald die Berufsverbrecher fast alle Lagerfunktionen innehatten. Sie spielten hier die Rolle, die die Politischen in Dachau hatten.“<sup>41</sup> Heilig erlebte allerdings in den kommenden Monaten mit, wie sich Ende des Jahres das Regime der „Grünen“ durch die Korruption ihrer Vertreter selbst demonstriert: „Zu Dutzenden kommen Grüne in den Bunker. Auch Kontrolleure sind darunter. Mit Hilfe des Bocks wird die Untersuchung eingeleitet. Jetzt muß Koch [Lagerkommandant SS-Standartenführer Karl Otto Koch] Ernst machen. Das Lager wird ihm entgleiten, wenn er die Grünen weiter gewähren läßt. Er weiß, daß Geld eine gefährliche Sache ist. Auch er liebt es. Er weiß, daß mit Geld Menschen zu kaufen sind. Und die SS ist schlecht bezahlt.“<sup>42</sup>

Und dann: „Die Grüne Herrschaft ist zu Ende. Die Kontrolleure und die anderen Grünen kommen wieder auf ihre Blocks, aber bis auf zwei haben sie keine Funktionen mehr. Rudi ist Kontrolleur geblieben, und der einarmige Jäger ist als Capo zur Strafkompagnie eingeteilt worden. [...] An die Stelle der grünen Funktionäre kommen rote. Lagerältester ist der ehemalige kommunistische Abgeordnete Karl Barthel.“<sup>43</sup> Im Jänner 1939 stellt Bruno Heilig fest: „Buchenwald konsolidiert sich. Die Gefangenen werden zur Reinlichkeit angehalten. Die Eßgeschirre müssen blitzen wie in Dachau, und morgens müssen wir mit geputzten Schuhen zum Appell. Zerrissene Kleider müssen geflickt werden, nicht mehr repa-

raturfähige Stücke werden ausgetauscht. Immer häufiger fließt das Wasser, und wir können uns waschen. Wasser trinken ist nach wie vor verboten. Alles trinkt.“<sup>44</sup> Dennoch stellt sich für die Häftlinge vor allem die Frage: Kommt man hier lebend hinaus? Manche glauben, in Buchenwald wäre dies leichter als in Dachau. Und manches deutet darauf hin: „Sonntag bekommen wir Befehl, nach Hause zu schreiben und unsere Angehörigen nachdrücklich aufzufordern, sie sollten schleunigst alles für die Auswanderung vorbereiten.“<sup>45</sup> Das kann selbstverständlich auch eine gute Geldquelle sein: „Den Juden wurde befohlen, ihren Angehörigen Vollmachten zur Erledigung von Geschäftsübergaben und Auswanderungsangelegenheiten zu schicken. In der politischen Abteilung tauchte plötzlich ein Herr in Zivil auf, der Juden in Auswanderungsfragen beriet, Vollmachten und Paßphotos beglaubigte und den Gefangenen auch sonst allerhand Rechtshilfe leistete. Es war ein Notar aus Weimar mit guten Gestapo-Beziehungen. Der Notar war nur dazu da, uns Geld aus der Tasche zu ziehen. Wir rechneten aus, daß er in den zwei Stunden, die er täglich im Lager verbrachte, durchschnittlich 400 Mark verdiente, also im Monat – die Sonntage nicht gezählt – etwa 10.000 Mark.“<sup>46</sup>

Heilig erhielt im Februar 1939 einen eingeschriebenen Brief von seiner Frau; darin befand sich ein Dokument, das bestätigte, dass für ihn eine Schiffskarte nach Shanghai voll bezahlt worden sei. Er wusste, dass seine Frau nicht genug Geld hatte, um eine Schiffspassage nach Shanghai zu bezahlen; er wusste aber auch, dass der Gestapo solche Bestätigungen zumeist genügten. Und so begann ein langes Warten. Am 27. April 1939 konnte Heilig schließlich das Konzentrationslager Buchenwald verlassen: „Die letzte Station vor dem Verlassen des Konzentrationslagers ist die Politische Abteilung. Dort bekommt man den Entlassungsschein. Man hat ein Revers zu unterschreiben, der das Trinken von Alkohol auf der Durchreise in Weimar und die Verbreitung irgendwelcher Nachrichten über das Konzentrationslager verbietet. Der Oberscharführer hält an die Entlassenen eine Ansprache: ‚Wenn es euch einfallen sollte, auch nur ein Wort über das Konzentrationslager verlauten zu lassen, ist es um ihn geschehen. Ist er im Reich, so kommt er zurück ins Lager und nie wieder heraus. Ist er im Ausland, so wird er von unseren Organisationen erledigt. Wir haben überall

*unsere Leute, die euch zum Schweigen bringen, für immer... Verstanden?*“<sup>47</sup>

Bruno Heilig fuhr sofort nach Mailand, wohin ihm seine Frau bald folgte. Da Heilig bereits als Korrespondent für den Londoner *Jewish Chronicle* gearbeitet hatte, erleichterte dies seine Einreise in Großbritannien im August 1939. Im Juli 1941 erschien dann sein Roman „Menschen am Kreuz“ in englischer Übersetzung in London. Bereits im August folgte eine zweite und Anfang 1942 eine dritte Auflage. Allein dies zeigt, dass auch dieses Buch damals erhebliche Aufmerksamkeit fand.

### Wolfgang Langhoff in Börgermoor und Lichtenburg

Wolfgang Langhoff, nach dem Krieg für viele Jahre Intendant des Deutschen Theaters Berlin, entkam ebenfalls dem Konzentrationslager, als er im Rahmen der so genannten Osteramnestie 1934 freigelassen wurde; und er entkam auch dem NS-Staat durch Flucht in die Schweiz, wo er 1935 das Buch „Die Moorsoldaten. 13 Monate Konzentrationslager“ veröffentlichte, das nach der Übersetzung ins Englische ebenfalls als früher Bericht über die Brutalität der Nazi-Herrschaft weltweit Beachtung fand.

Langhoff, der als Schauspieler und Regisseur in Düsseldorf gearbeitet hatte, aber auch künstlerischer Leiter der 1930 gegründeten Agitprop-Theatergruppe *Nordwest ran!*, einer kommunistischen Laientheatergruppe, sowie Mitglied der Düsseldorfer Ortsgruppe der *Assoziation revolutionärer bildender Künstler Deutschlands* gewesen war, wurde schon am 28. Februar 1933 „zum Schutz von Volk und Staat“ von der Gestapo verhaftet und im Düsseldorfer Gefängnis sogleich schwer misshandelt. Man brachte ihn eines Abends, wie er in seinem Buch „Die Moorsoldaten“ schildert, zum „Verhör“ in eine leere Zelle im Keller – und dann kamen sechs oder sieben SS-Männer, die zwar Fragen stellten, aber nicht wirklich etwas von ihm wissen wollten: „Sag die Wahrheit! Sag die Wahrheit!“; *schreien jetzt alle im Takt, während Schläge, dumpfe schwere Schläge auf mich heruntersausen. Ich halte beide Hände vors Gesicht. Ich versuche mich abzudecken, so gut es geht. Ich beginne vor Schmerzen laut zu brüllen: „Hilfe, Hilfe! Aufhören! Um Gottes Willen, aufhören! Ihr macht mich ja kaputt!“*<sup>48</sup> Dann gönnten sie ihm eine Pause und ließen ihn liegen: „Hundertmal sagte ich mir vor: So ist das also. – So ist das also. Ich konnte keinen ande-

*ren Gedanken fassen. Mein Atem flog, mir war furchtbar heiß. Ich lag platt auf dem Bauch und presste meinen Kopf und die nackte Brust auf die kalten Steinfliesen. Das kühlte. Aus Nase und Mund lief Blut. Ich lag mit dem Kopf in der Lache und wollte mich wegwälzen. Unerträgliche Schmerzen. Ich konnte mich nicht rühren. Die Haut war an vielen Stellen geplatzt. Hals und Arme dick aufgeschwollen. Mit der Zunge tastete ich meinen Mund und die Zähne ab. Vorn fehlte mir alles.*“<sup>49</sup>

Doch die SS-Männer kamen zurück, prügelten nochmals auf ihn ein, bis sie genug hatten. Hilfe kam schließlich von einem SA-Mann, der in der Nacht die Runde machte. Und dieser pflegte ihn vier Wochen in einer Einzelzelle, bis Langhoff wieder auf die Beine kam. Wenige Tage vor dessen schwerer Misshandlung war übrigens in Zeitungen ein Erlass von Hitlers Stellvertreter Rudolf Heß abgedruckt gewesen, worin es hieß: „Jüdisch-marxistische Elemente haben sich in die Reihen der SS und SA geschlichen und versuchen durch Provokationen das Ansehen unserer braunen Armee zu schädigen. Es ist eines deutschen Mannes unwürdig, wehrlose Gefangene zu misshandeln. Fälle von Misshandlungen müssen sofort gemeldet und die Betreffenden strengster Bestrafung zugeführt werden.“<sup>50</sup>

Im Juli 1933 wurde Langhoff mit 480 „Schutzhäftlingen“ ins seit einem Monat bestehende KZ Börgermoor bei Papenburg gebracht, von wo aus die nahegelegene Moorlandschaft kultiviert werden sollte. Langhoff kam in eine Baracke, die zu 95 Prozent mit Arbeitern und Mitgliedern der Kommunistischen Partei belegt war. Die Wahl des Barackenältesten blieb ihm in besonderer Erinnerung: „Es war eine groteske Situation: Mitten im Lager, umgeben von Stacheldraht, Terror, Schlägen und Misshandlungen – eine Art Parteiversammlung mit Wahl und Ansprachen! [...] Für mich hatte dieses Festhalten an der Überlieferung etwas Rührendes. Später habe ich auch die Bedeutung und Kraft erkannt, die in dieser Überlieferung ruht. Denn nie in meinem ganzen Leben habe ich unter Menschen einen solchen Grad von Zusammenhalt, Treue und Kameradschaft erlebt.“<sup>51</sup>

Eines Nachts wurden sie dann aus den Betten gehetzt; die SS-Männer, die sie zuvor noch aus der Kantine grölen gehört hatten, wollten noch ihren Spaß haben: „Wir werden in drei großen Schubs durch die enge Barackentüre ins

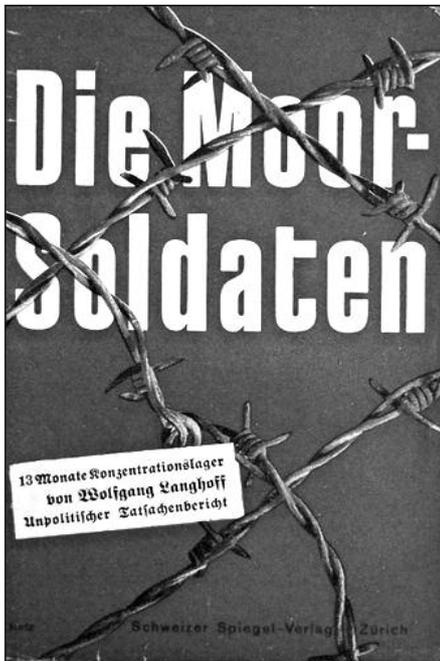


Wolfgang Langhoff (1901–1966)

*Freie gejagt. Durch eine Gasse von SS-Männern, die mit Füßen, Kolben und Latten, an denen noch die Nägel waren, auf uns einschlugen. Jedes Mal, wenn 20 oder 30 Mann in wahnsinnigem Tempo durch die Tür gesaust sind, stoppen zwei SS-Männer den Strom ab, damit auch alle etwas abbekommen.*“<sup>52</sup> Hinterher wurde diese Nacht die „Nacht der langen Latten“ genannt: „Ihr Ergebnis war: drei Schwerverletzte, wovon der eine monatelang im Lazarett lag mit Brustfellentzündung, der andere Nierenblutungen hatte und der dritte eine schwere Hüftverletzung davontrug. Wir anderen hatten nur geprellte Arme, Hintern und Beine.“<sup>53</sup>

Die SS-Männer blieben allerdings auch nicht immer ungeschoren. So erzählt Langhoff von deren Ausflügen, wenn es in einem nahegelegenen Dorf eine Tanzveranstaltung gab: „Dort entwickelte sich dann Folgendes: Die SS, als Herren der Situation – in ihren schneidigen schwarzen Uniformen –, spannten den Dorfburschen die Mädels aus und verzogen sich mit ihnen in die Gärten. Die Bauernburschen waren aber fast alle in der SA, und das Ende vom Lied war dann eine blutige Schlägerei zwischen SS und SA, die meistens mit der Niederlage der SS endete, die in der Minderheit war und ins Lager zurückkam mit verbundenen Köpfen, zerrissenen Jacken – wie zerzauste Wölfe – und für den nächsten Sonntag Rache schwor.“<sup>54</sup>

Drei Wochen nach der „Nacht der langen Latten“ hatten dann auch die Häftlinge ihr Vergnügen, denn an einem Sonntagnachmittag fand mit Erlaubnis der Kommandantur zur allgemeinen



„Die Moorsoldaten“ von Wolfgang Langhoff, Zürich: Spiegel-Verlag 1935

Aufmunterung eine „Zirkusvorstellung“ statt, von Langhoff inszeniert, der alle möglichen Talente zusammensuchte, von Akrobaten und Sängern bis zu Tierimitatoren und Keulenschwingern. Nach vielen Abenden des Probens verkündete ein Plakat: „Zirkus Konzentrazani! Heute große Galavorstellung! Riesentierschau! Die größten Ochsen der Welt. Noch nie dagewesen – das Moorballett! Luft- und Parterreakte. August – der Urkomische! Beginn 2.30.“<sup>55</sup> Schließlich war es soweit: „Alle Köpfe wandten sich dem Eingang zu: Mit dem Kommandanten an der Spitze zog die SS ein. Es wurde still unter den 900 Häftlingen. Ein wenig verlegen nahm die SS Platz. Neugierige Augen blickten zu ihnen hin, so wie: Na, passt mal auf Jungens, jetzt werden wir euch was zeigen!“<sup>56</sup> Langhoff stellt dazu fest: „Die SS kam sozusagen zu uns als Gast! Wir, die wir nicht mehr das Leben von Menschen führten, hatten es gewagt, für einige Stunden über uns selber zu bestimmen, ohne Befehle, ohne Anweisungen, ganz so, als ob wir unsere eigenen Herren wären und als ob so eine Einrichtung wie Konzentrationslager nicht existierte! Dieses Gefühl war in der Masse der Zuschauer deutlich spürbar.“<sup>57</sup>

Aber auch, was dies für ihn selbst bedeutete: „Es ging mir durch den Kopf, dass ich vor einem solchen Publikum und für solches Publikum noch nie im Leben gearbeitet hatte und wohl auch nie mehr arbeiten werde! Sucht euch Menschen auf der Welt wie diese Gefangenen, die durch unmenschliche Martern und Qualen gegangen sind, fast jeder

von ihnen durch die Keller der SA geschleift und jetzt in einem Lager mit schwerster Fronarbeit, täglichen Misshandlungen und der ständigen Drohung, ‚auf der Flucht erschossen‘ zu werden – sucht euch die, die dann noch den Mut aufbringen, so zu lachen, so das Leben zu bejahen –, dass die SS, von der Ursprünglichkeit und Heiterkeit überrumpelt, mitlachte und gegen ihren eigenen Willen von ihnen beeindruckt wurde!“<sup>58</sup>

Und dann hörten die Häftlinge, aber auch die SS-Mannschaft erstmals vom vierzig Mann starken Chor vorgetragen das Lied von den Moorsoldaten. Langhoff berichtet: „Ich sah den Kommandanten. Er saß da, den Kopf nach unten, und scharfte mit dem Fuß im Sand. Die SS still und unbeweglich. – Ich sah die Kameraden. Viele weinten.“<sup>59</sup> Beim letzten Refrain, dem „Nicht mehr mit dem Spaten“ löste sich die Erstarrung und bei der Wiederholung sangen alle neunhundert Mann mit. Damit schloss die Veranstaltung und die Häftlinge kehrten in ihre Baracken zurück, gefolgt von einzelnen SS-Männern, die ganz begeistert waren. Langhoff schreibt, dass hier die ersten menschlichen Worte von beiden Seiten gewechselt worden seien. Aber auch: „Zwei Tage darauf wurde das Lied verboten. Wahrscheinlich wegen der letzten Strophe, die ja auch wirklich mehrdeutig ausgelegt werden kann. Trotzdem waren es die SS-Leute, die immer wieder und wieder das Lied zu hören verlangten und es gegen die Kommandantur durchdrückten, dass wir auf den weiten Märschen zum Arbeitsplatz das Lied sangen.“<sup>60</sup> Das hieß jedoch nicht, dass die Quälerei und die Misshandlungen weniger wurden oder sich an der Arbeit etwas geändert hätte: „Monatelang stehen wir im Moor, oft versacken wir bis zu den Knien im Sumpf, oft kommen unsere Spaten kaum durch die riesigen Wurzeln und Baumstümpfe der versunkenen Wälder, die es in diesem Moor gibt, oft treten wir auf Kreuzottern, die im heißen Heidekraut züngeln.“<sup>61</sup>

Wolfgang Langhoff wurde zusammen mit mehreren anderen Häftlingen am 1. Dezember 1933 ins KZ Lichtenburg in der Stadt Prettin verlegt. Seinen Worten zufolge war dort die Behandlung ähnlich wie im KZ Börgermoor. Allerdings sei die Schlägergruppe der SS noch brutaler und gemeiner gewesen und die Gesamtatmosphäre quälender, unsicherer und nervöser. Es gab zwar eine SS-Wachmannschaft, aber zu diesem Zeitpunkt noch einen Direktor, Hans Faust, Langhoff zufolge ein so genannter „feiner

Mann“: „Er war korrekt und höflich und kümmerte sich im Übrigen um gar nichts. Er sah nichts und bemerkte nichts. Weder die sadistischen Quälereien von Entsberger und seinem Stellvertreter Zimmermann noch die Morde und täglichen Misshandlungen, die in den Dunkelzellen neben dem Kohlenkeller vorgenommen wurden.“<sup>62</sup> Er erwartete übrigens von Langhoff, dass er nun hier für Weihnachten in der Kirche ein Festspiel inszeniere. Diesem gelang es jedoch, ihm den Plan auszureden, indem er ihm versicherte, er würde sich vor den Besuchern, die er dazu einladen wollte, lediglich blamieren.

Und dann wurde Langhoff – gewissermaßen von einem Tag auf den anderen – freigelassen: „Unfassbar. Ruhig nehme ich die Verfügung zur Hand. Da steht es: ‚Der Schutzhäftling Wolfgang Langhoff ist am 31. März, vorm. 10 Uhr, nach ernster Verwarnung nach Berlin zu entlassen. Düsseldorf. Polizeipräsidium.‘ Ohne Begründung. Ohne irgendetwas. [...] Und während sich mein Herz darauf vorbereitet, die ersten Schritte in die Freiheit zu tun, ziehen die Schatten der dreizehn Monate vorbei und mischen sich seltsam mit dem kommenden Licht. Im schwankenden Fluß der Gesichter gräbt sich ein Gedanke fest in mir ein: nichts vergessen. Es bleiben noch viele zurück. Nichts vergessen.“<sup>63</sup> Doch die wiedergewonnene Freiheit gestaltete sich für Langhoff nicht einfach. Kein Theaterdirektor in Deutschland wollte den ehemaligen KZ-Häftling beschäftigen oder getraute sich, dies zu tun. Hingegen erneuerte das Schauspielhaus Zürich das Angebot eines Engagements. Langhoffs Antrag auf Ausstellung eines Passes wurde jedoch abgelehnt: Aus politischen Gründen, wie es hieß. So blieb ihm gar nichts anderes übrig, als illegal über die Grenze zu gehen. Damit fand er neben der Arbeit als Schauspieler und Regisseur nicht nur die Möglichkeit, seine Erinnerungen niederzuschreiben, sondern auch die, sie sogleich zu veröffentlichen.

#### Anmerkungen:

1/ Hans Beimler: Im Mörderlager Dachau. Vier Wochen in den Händen der braunen Banditen. Köln 2012, S. 27.

2/ Ebd., S. 44.

3/ Ebd., S. 32.

4/ Ebd., S. 47.

5/ Ebd., S. 51.

6/ Jean Améry: Jenseits von Schuld und Sühne. Bewältigungsversuche eines Überwältigten. Stuttgart 1977, S. 56f.

7/ Gerhart Seger: Oranienburg, Erster authentischer Bericht eines aus dem Konzentrationslager Geflüchteten. Karlsbad 1934, S. 26.

8/ Ebd., S. 17f.

9/ Ebd., S. 63.

10/ Ebd., S. 52.

11/ Ebd., S. 5f.

12/ Willi Bredel: Die Prüfung. Berlin und Weimar 1976, S. 112.

13/ Ebd., S. 274.

14/ Ebd., S. 42.

15/ Ebd., S. 70.

16/ Ebd., S. 113.

17/ Ebd., S. 114.

18/ Ebd., S. 251f.

19/ Karl Billinger: Schutzhäftling Nr. 880. München 1978, S. 28.

20/ Ebd., S. 29.

21/ Ebd., S. 39.

22/ Ebd., S. 46.

23/ Ebd., S. 58f.

24/ Ebd., S. 61.

25/ Ebd., S. 84.

26/ Ebd., S. 85.

27/ Ebd., S. 86.

28/ Ebd., S. 90.

29/ Ebd., S. 97.

30/ Ebd., S. 166.

31/ Ebd., S. 166.

32/ Ebd., S. 173.

33/ Ebd., S. 175.

34/ Ebd., S. 177.

35/ Bruno Heilig: Menschen am Kreuz. Dachau – Buchenwald. Weitra 2002, S. 21.

36/ Ebd., S. 22.

37/ Ebd., S. 43.

38/ Ebd., S. 41.

39/ Ebd., S. 97.

40/ Ebd., S. 94.

41/ Ebd., S. 143f.

42/ Ebd., S. 228.

43/ Ebd., S. 237.

44/ Ebd., S. 234.

45/ Ebd., S. 152.

46/ Ebd., S. 177.

47/ Ebd., S. 257.

48/ Wolfgang Langhoff: Die Moorsoldaten. 13 Monate Konzentrationslager. Essen 2014, S. 82.

49/ Ebd., S. 84.

50/ Ebd., S. 90.

51/ Ebd., S. 134f.

52/ Ebd., S. 151.

53/ Ebd., S. 154.

54/ Ebd., S. 166f.

55/ Ebd., S. 169.

56/ Ebd., S. 171.

57/ Ebd., S. 170f.

58/ Ebd., S. 172f.

59/ Ebd., S. 180.

60/ Ebd., S. 181f.

61/ Ebd., S. 188.

62/ Ebd., S. 261.

63/ Ebd., S. 290 und 292.

# 100 Jahre Rotes Wien

## Eine Ausstellung erkundet die austromarxistischen Visionen vom neuen Wien, neuen Wohnen und dem neuen Menschen

Zum zehnten Mal in Folge wurde Wien im März 2019 in der so genannten Mercer-Studie zur lebenswertesten Stadt der Welt gewählt. Seine Gründe hat das nicht nur in der vergleichsweise immer noch fortschrittlichen sozialdemokratischen Lokalpolitik, sondern vor allem auch in einer kurzen Periode der gesellschaftspolitischen Utopie von 1919 bis 1934, die gemeinhin bekannt wurde als das „Rote Wien“. Jenes Rote Wien, das bis heute die Stadt und ihren guten Ruf prägt, wird nun zu seinem hundertjährigen Jubiläum in diversen Veranstaltungen geradezu pathetisch zelebriert.

Großen Raum nimmt dieses Jubiläum im Wien Museum ein, welches dem „Roten Wien“ eine umfassende Ausstellung in seinem Ausweichquartier MUSA mit dazugehörigem Katalog widmet. Dabei wird nicht nur dem chronologischen Ablauf gefolgt, sondern es werden auch möglichst viele Aspekte dieser mannigfachen Periode dargestellt. So gelingt ein nicht unspannendes Panorama einer Epoche, die nur allzu oft auf den öffentlichen Wohnbau reduziert wurde, aber doch viel mehr war.

Startpunkt des Roten Wiens ist der 4. Mai 1919, als bei den ersten freien Gemeinderatswahlen in Wien die Sozialdemokratie die Mehrheit errang und gleich mehrerer Krisen Herr zu werden hatte. Hohe Arbeitslosenzahlen, Tuberkulose und unzählige Obdachlose sind nur einige der vielen damaligen Probleme. Auf Basis einer für heutige Zeiten geradezu revolutionär wirkenden Besteuerung von Luxus – wie etwa von Privatfahrzeugen, Dienstpersonal, Kaffeehäusern und vielem mehr – wurde der Bau von zehntausenden Gemeindebauwohnungen finanziert, ganz ohne große Verschuldung bei Privatbanken. In ihnen wollte man die WienerInnen mit Gemeinschaftsräumen zum Kollektiv schweißen und sie nach austromarxistischem Reformwillen langsam zum neuen Menschen erziehen. Helfen sollten dabei auch die neu errichteten Kindergärten, Schulen und diverse Kultur- und Freizeitvereine und Einrichtungen. Selbst eine Arbeiterolympiade wurde organisiert, und FotografInnen und Agitprop-KünstlerInnen entwickelten eine eigene Wiener Proletarierästhetik.

Kritik daran kam freilich von Seiten konservativer und reaktionärer Kräfte,

wie beispielsweise der Christlichsozialen Partei. Sie war es auch, die 1933/34 mit dem Austrofaschismus das Ende des Roten Wiens einläutete. Über all diese und weitere Aspekte geben Ausstellung sowie Katalog firm Auskunft und warten dabei überdies mit einer Vielzahl von Fundstücken auf. Darunter auch Propagandaplakate, das Modell einer von Margarete Schütte-Lihotzky entworfenen Küche oder Druckwerke der Zeit. Erwähnenswert ist eine 1932 von der KPÖ herausgegebene Publikation mit dem Titel „Wien – Moskau“, welche im Vorfeld der Gemeinderatswahlen versuchte, die stadtpolitische Entwicklung Wiens in Relation zu jener Moskaus – wohlgermerkt erfolglos – als katastrophal darzustellen.

Hierin liegt allerdings die einzige Schwäche der Ausstellung, handelt es sich doch bei dieser Broschüre um ein Unikum. Darüber hinaus werden Tendenzen links der Sozialdemokratie weitgehend ignoriert. Ein fataler Tunnelblick, denn einerseits war die Oktoberrevolution des Jahres 1917 mit all ihren sozialpolitisch progressiven Folgen im Rahmen des Systemwettstreits nicht unwesentlich an der Ausformung westeuropäischer Wohlfahrts- und Fürsorgepolitik beteiligt. Andererseits forderten dazumal nicht wenige die Errichtung einer Räterepublik nach dem Vorbild Ungarns und Bayerns. Das Rote Wien war einer von mehreren Wegen, diesem revolutionären Druck ein Ventil zu geben. Trotz dieses Mankos handelt es sich um eine Ausstellung, die das Panoptikum einer ereignisreichen Zeit entfaltet, in der fast alles möglich schien.

**CHRISTIAN KASERER**

*Das Rote Wien 1919–1934, bis 19.1.2020, MUSA, Wien 1., Felderstraße 6–8*



Katalog:  
*Das Rote Wien. 1919–1934. Ideen, Debatten, Praxis*  
469 S.  
39 Euro